

Salleide Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Freitag 13. November 1896.

Seitener Bureau: Berlin SW, Gendarmenstraße 3

Zur Bismarckhah.

In der Centrumspreffe tritt, nachdem die Interpellation wegen der Kritik der 'Samb. Nachr.' eingeleitet worden...

der öffentlichen Meinung finden wird. Uns könnte es ja nur ermuntern sein, wenn die Auffassung, die wir für die richtige halten...

Der Entwurf des Reichshaushalts-Etats pro 1897/98

schließt in Einnahme und Ausgabe mit 1828 301 824 M. ab. Auf die fortwährenden Ausgaben entfallen 1169 386 556 M., auf die einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats 101 311 521 M. und auf die einmaligen Ausgaben des außerordentlichen Etats 57 003 747 M.

Die einmaligen Ausgaben im außerordentlichen Etat betragen bei der Bewaltung des Reichsdeers 14 270 406 (- 10 519 003), Marine 38 083 341 (+ 32 852 541), Eisenbahnverwaltung 4 650 000 (+ 1 795 500), insgesamt ergeben die Ausgaben ein Mehr von 61 277 295 M., wovon 32 552 363 M. auf die fortwährenden und 28 724 900 M. auf die einmaligen Ausgaben entfallen.

Die Einnahmen sind veranschlagt: Beim Etat der Zölle und Verbrauchssteuern mit 653 131 480 M., d. h. 18 486 630 M. mehr als für das laufende Etatsjahr.

Der Etat der Staatsrenten und sonstigen Einnahmeverwaltung mit 61 873 000 M. ein Mehr von 873 000 M. auf. Es sind veranschlagt: der Spielkartenrenten auf 1 366 000 (+ 38 000) M., die Wechselrenten auf 1 883 000 (+ 347 000) M., der Stempel für Akten, Renten und Schuldverschreibungen auf 14 078 000 (+ 1 734 000) M., für Kauf- und sonstige Wechselnagelgeschäfte auf 18 047 000 (- 1 289 000) M., Rauf- von Staatslotterien auf 16 275 000 (- 315 000) M., von Privatlotterien auf 3 121 000 (+ 309 000) M., staatliche Gebühr auf 803 000 (+ 49 000) M.

Der Etat der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung veranschlagt die Einnahmen auf 314 535 150 M., d. h. 20 272 823 M. höher als der laufende Etat. Es veranschlagt das Einnahmehohel folgendermaßen: Porto- und Telegraphengebühren 291 500 000 (+ 19 500 000) M., Fernpostgebühren 1 450 000 (- 110 000) M., Gebühren für Befreiung der Postsendungen 14 400 000 (+ 650 000) M., Wert, Nbgab der Postungen 4 771 000 (+ 95 000) M., diverse kleinere Einnahmen der Telegraphenverwaltung 10 872 000 M., der Aufwuchs aus dem Reichs-Postdienst auf 21 082 980 (- 179 528) M., die Einnahmen für Postzinsen des ehemaligen Festungsstrassen in Stettin auf 411 000 (- 117 138) M., berechnet. Die Reichsrenten aus dem Jahre 1895 betragen 12 107 600 (+ 4 665 57) M., die Reichsrentenbeiträge sind auf 425 402 747 (+ 117 013 38) M. berechnet.

Der Anleihebetrag beläuft sich auf 57 603 747 (+ 20 842 038) M. Die Ueberweisungen aus die Bundesstaaten betragen 404 056 000 (+ 16 584 000) M.

Bei der Bewaltung der Einnahmen aus den Zöllen und Verbrauchssteuern, sowie aus dem Bankwesen ist, wie die 'Verf. Hof. Nachr.' vorstehenden Mittheilungen binzufügen, nicht mehr der dreifache, sondern der zweifache Durchschuß zu Grunde gelegt.

Deutsches Reich.

\* Das Kaiserpaar wohnte gestern in der Berliner Garnisonkirche der Trauerfeier für den verstorbenen Hofprediger

D. Frommel bei. Später ertheilte der Kaiser im Schloße Audienz und nahm Verträge entgegen.

\* Bei der gestrigen Neutrauervereinbarung in Berlin hat der Kaiser eine Ansprache ungefähr folgenden Inhalts gehalten:

'Ihr habt jetzt das das Kräfte und die Föhnen den Eid geschworen, mir, Euren Kriegesherren und dem Vaterland. Ebenso wie die Krone nicht ohne Altar und Kreuz ist, so ist auch das Meer nichts ohne christliche Religion. Ihr seid befeuert, mir als Soldaten in meiner Garde, in den Regimenten mit den schönsten Absichten zu dienen. Es steht eingegeben, daß Ihr die Waffen erhalten habt zum Schutz für Krone und Vaterland. Bei dem jetzigen allgemeinen Mißtrauen ist es besonders Euch Pflicht, durch Euren Gehorsam mich ein gutes Beispiel zu geben. Durch diese Pflichterfüllung wird Euch auch guter Dienst leisten werden. Die Pflichterfüllung ist leicht unter den Augen der Vorgesetzten. Wenn die Sache aber schwer werden sollte, sobald Ihr Euch selbst überlassen und allein liebt, denkt an Euren Eid und an diesen Tag. Ihr tretet in einem Jahre ein, an dessen Jahreswende mir das 100jährige Jubiläum des großen Kaisers Wilhelm I. feiern. Vergeht nicht, was er gethan. Wir sind verpflichtet, zu erhalten, was er geschaffen. Sein Auge ruht auf Euch wie auf der ganzen Arme. Gebt Gott, daß wir kein himmlischen Appell vor ihm gar bestehen mögen. Dazu tragt Ihr bei, wenn Ihr gute Pflicht thut.'

\* Nach einer Meldung des 'Samb. Korv.' lauten die Bestimmungen, die für den Aufentsitz der kaiserlichen Familie getroffen sind, dahin, daß sie bis nach dem Weihnachtsfeste im Neuen Palais verbleibt, vorausgesetzt ist dabei, daß der Winter nicht so stark eintritt.

\* Die Kaiserin Friedrich weilt noch immer bei ihrer Zoflerin, der Frau Prinzessin Friedric Karl von Hessen, auf Schloß Almsheim. Das Weibchen der Frau Prinzessin und der kleinen Prinzen ist recht befriedigend. Voraussichtlich wird die Kaiserin Friedrich ihren Geburtsort am 20. d. M. in Münchenheim feiern.

\* Provinzialblätter bringen folgende bedeutsame Depesche aus Wien:

\* Aus diplomatischen Kreisen verlautet, daß man in Rom und Wien die Befestigung des Balkans des deutsch-russischen Vertrags dringlich wünscht. Man hofft dadurch, den großen Eindruck, den die Entschlüssen in Frankreich gemacht haben, noch bedeutend zu vergrößern.

\* Die diplomatischen Kreise geben hiermit als eine vollständige Erklärung für Bismarck's 'Veracht'. Es wird sich, wie wir hören, am Montag im Reichstag eine Stimme finden, die für den Altpräsidenten und seinen neuesten Dienst im Interesse des Vaterlandes eintreten wird.

\* Der Staatssekretär des Auswärtigen Reichers Marschall von Bieberstein wurde gestern Mittag vom Kaiser zum Immediatvortrage empfangen.

\* Die Reihe der Interpellationen im Reichstage wird, wie schon verlautet, auf Wunsch der Interpellanten derartig geordnet werden, daß zwar am Montag, den 16. alle drei Interpellationen zugleich auf die Tagesordnung gesetzt werden, daß aber die des Centrums als erste den Vortritt erhalt. Der Reichsminister trifft Sonntagabend in Berlin ein und wird voraussichtlich der Sitzung beiwohnen.

\* Die Eröffnung des Landtages wird, wie man in unterrichteten Kreisen annimmt, nicht durch den Kaiser sondern durch den Ministerpräsidenten Fürsten Schönlank oder, falls dieser noch von Berlin abwesend sein sollte, durch den Vizepräsidenten des Staatsministeriums Dr. von Weizsäcker am 20. November 12 Uhr Mittags erfolgen.

\* An Neubauten für unsere Marine werden für das kommende Etatsjahr erste Raten für ein Panzerschiff 1. Klasse 'Graf König Wilhelm', für zwei Kreuzer 2. Klasse, einen Aviso 'Graf Salko', für zwei Kanonenboote 'Graf Dohna' und 'Graf Witt', ein Torpedodivisionsboot und 1 800 000 M für Torpedoboote gefordert.

Deutscher Reichstag.

Auch gestern war der Reichstag schwach besetzt; der schon vor Zulauentrtritt des Reichstags befristete 'Abentismus' wird also mehr für die weitere Beratung der Junitis-nouelle der Beherrschungszustand sein. Daraus ergibt sich, daß die Beschlüsse nur mit zweifelhafte Majoritäten gefasst werden und somit als entgeltliche betrachtet werden können. Dies gilt auch von dem gestern angenommenen Antrag Wundel, es bezüglich der Belegung der Strafammer aus den bisherigen Bestimmungen zu lassen. Wie verlautet, soll zwischen der zweiten und dritten Lesung für die entgeltliche Bestätigung erst eine auch der Regierung annehmbare Formulierung gefunden werden. Die Beratung begann bei dem § 62, welcher nach der Kommissionsfassung verlangt, daß nur händig angestellte Richter Mitglieder der Strafammer und Vertreter derselben werden dürfen. Eine ganze Reihe von Anträgen lag dazu vor. So hatte Hg. Günther (natlib.) beantragt, daß zwei Drittel der Strafammermitglieder angestellte Richter sein sollten. Der Justizminister hatte auch hier im Fall der Annahme des Kommissionsantrags das Scheitern des ganzen Gesetzes in Aussicht gestellt. Für den Antrag Günther, werden der konervative Abg. v. Buchta untertrifft, hat denn auch der Justizminister Schönlank informiert, als er lebhaft beifällig, daß hiesige Reichstagen hier ausschlaggebend seien. Auch die preussische Justizverwaltung habe das lebhaft beifällig, nur mit





had sich... Der Schaffner...

Bürgerliches Gesetzbuch... die Fortsetzung...

Gerichtszeitung.

Berlin, 12. Nov. In dem Verleumdungsprozeß...

Handelskammer zu Halle a. S.

II

In Verlauf der weiteren Verhandlungen...

Zwischen Belgien und Deutschland...

Die Mansfelder Kupfer- und Zinkbauende...

Zur Förderung des deutschen Exports...

Von der hiesigen Eisenbahn-Direktion...

Der verchiedenen Zweige von Handel, Industrie...

Entsprechend dem Antraben...

frühen des Sommerfestes eine rege Beteiligung...

Wieder ist vorwiegend Jahr sind an der hiesigen...

Wetter-Verhältnisse am Grund der Berichte...

Wasserstände (— bedeutet über, — unter Null)...

Table with 4 columns: Location, Date, Value, Unit. Includes entries for Frankfurt, Leipzig, etc.

Volkswirtschaftlicher Theil. Conventions-Verträge, Zahlungseinstellungen...

Die Viechste.

Schlachtviechmarkt in hies. Viechste zu Halle am 12. Nov.

Table with 4 columns: Species, Quantity, Price, Unit. Lists various types of livestock.

Offizieller Bericht über den Schlachtviechmarkt...

Table with 4 columns: Species, Quantity, Price, Unit. Continuation of livestock market data.

Chemie, 12. Nov. (Schlag und Viechste)...

Wieder 1. Qualität... 2. Qualität...

Wirtschaftliche Winne-Courte

Wirtschaftliche Winne-Courte... 1. Qualität...

Waren- und Produktberichte.

Waren- und Produktberichte... 1. Qualität...

Waren- und Produktberichte... 2. Qualität...

Waren- und Produktberichte... 3. Qualität...

Waren- und Produktberichte... 4. Qualität...

Waren- und Produktberichte... 5. Qualität...

Waren- und Produktberichte... 6. Qualität...

Waren- und Produktberichte... 7. Qualität...

Waren- und Produktberichte... 8. Qualität...

Waren- und Produktberichte... 9. Qualität...







(Nachdruck verboten.)

**Schuldig.**

11) Roman aus dem Englischen von Frank Barrett.

„Es sei denn, daß er einen Ehebruch herbeiführen und eine gerichtliche Scheidung erzwingen will,“ fügte der Geistliche bestimmt hinzu.

„Großer Gott, halten Sie ihn für einen Schurken?“ rief Mr. Bromley.

„Soll ich ihn etwa logischerweise nach den vorausgegangenen Erörterungen für einen Heiligen halten?“

Dabei angelangt, erwartete den Kapitän ein Brief. Er riß das Kouvert auf und las:

„Mein lieber Sohn! Die Hitze, welche in der letzten Zeit herrschte, wirkte sehr nachtheilig auf meine Gesundheit. Doktor Langdon drängt mich zu einem Aufenthalte in Scarborough — eine lange und mühsame Reise für eine leidende alte Frau. Mein lieber Val könnte sie mir durch seine Gegenwart verkürzen. Brauche ich noch etwas hinzuzufügen?“

Deine Dich liebende Mutter.“

„Die göttliche Vorsehung ist mit Ihnen, Pfarrer,“ sagte der Kapitän lächelnd, nachdem er ihn mit dem Inhalte des Briefes bekannt gemacht hatte.

Dann überreichte er der eintretenden jungen Frau das Schreiben.

„Selbstverständlich wirst Du dem Rufe folgen, Liebster?“ jagte sie, ohne Dr. Bullen zu bemerken.

„Freilich,“ erwiderte der Kapitän, „ich fahre mit dem 9 Uhr-Zuge.“

„So schnell?“ rief sie erbleichend.

Er sah sie vorwurfsvoll an.

„D, ich bin herzlos und egoistisch,“ fügte sie reuig hinzu, „ich hätte an die arme Mama, nicht an mich denken sollen.“

„Was soll ich ihr ausrichten?“ fragte Mr. Bromley.“

„Ich werde ihr schreiben, aber Du kannst ihr jagen, daß Du mich froh und glücklich zurückließeſt.“ Sie sprach mit bebenden Lippen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Denn ich nehme mir vor, tapfer zu sein, Liebster, obgleich ich jetzt nicht danach aussehe. Ich werde ebenso stark und fröhlich sein wie bei Deiner Anwesenheit hier. Du sollst mich nicht wieder thöricht finden.“

Sie kannte ihre wahren Gefühle für den Kapitän nicht, doch war sie in merklicher Aufregung.

„Wenn ich den Wagen um halb acht bestelle, so ist es noch Zeit genug, nicht wahr, Liebster?“

„Besser um halb sieben,“ erwiderte Valentin, „denn ich gedenke in Faulcondale vorzusprechen.“

„Du darfst Deine neuen Freunde nicht vergessen,“ verjette Edith, sich zum Lächeln zwingend. Dann fuhr sie verwirrt fort: „Ich habe sie ganz vergessen, das heißt, ich wußte nicht, ob ... ob Du Dich bei ihnen verabschieden willst.“

Sie log, und beschämt darüber wandte sie sich ab.

**Achtes Kapitel.**

Der Professor, Miß Trevor und Dorothea saßen beim Thor, als Eliza, von einem Gange ins Dorf heimkehrend, einen Brief hoch in der Hand schwang, den sie vor der Villa mitten auf der Straße gefunden zu haben versicherte.

Er war an Dorothea Howard adressirt und trug keinen Poststempel.

Das junge Mädchen sprang glühend auf, ihre Miemen verriethen ein Geheimniß, das ihre Lippen nicht auszusprechen wagten.

Sie dachte den ganzen Tag an den Kapitän Bromley und darum brachte sie ihn auch in Gedanken mit dem Briefe in Verbindung, obzwar sie sich sagen mußte, daß die findliche, unbeholfene Schrift nicht von einem Manne von guter Erziehung, sondern eher von einem Schulknaben herrühren konnte.

Boll Erwartung öffnete sie das Kouvert: aus dem Briefe, den sie hervorzog, fiel ein eingeschlossenes Papier. Darauf achtete sie jedoch nicht, da der Brief ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er trug weder Anrede nach Datum und Unterschrift und enthielt folgende Worte:

„Güten Sie sich vor dem Kapitän Valentin Bromley, gegenwärtig wohnhaft in Beauchamp Moat. Ihr Vermögen ist in seiner Hand, er strebt nach Ihrem Besitze, um ein legales Recht auf dasselbe zu erlangen.“

Das beiliegende Seidenpapier hat die genaue Form des von ihm in der Nacht zum 18. Juni aus dem Schreibtische des Professors Schlobach gestohlenen Briefes, und die darauf befindlichen Worte sind der von der Hand Ihres Vaters geschriebenen Adresse nachgezeichnet.

Der Brief selbst ist in seinem Besitze. Im Falle dieses Beweistüch Sie nicht von seinem Charakter überzeugt und Sie sich demungeachtet von seinen Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten beschwindeln lassen, erkundigen Sie sich doch nach seinem Thun und Lassen in Beauchamp Moat und ergründen Sie seine Gefühle für Mrs. Norman, in deren Gesellschaft er seine Zeit zubringt.“

Dorothea hielt inne, weiter wollte sie nicht lesen, sie zerknüllte das Papier in ihrer Hand und schleuderte es wuthentbrannt auf den Boden. Es geschah nicht allein aus Indignation über die Verleumdung ihres Freundes, sondern weil sie sich von ihrem Jorn hinreißen ließ, der ihr wieder einmal die Selbstherrschung raubte.

Bald beruhigte sie sich jedoch, hob den Brief wieder auf, den sie doch zu Ende lesen wollte.

„Das einzige Mittel, sich vor dem Schicksal eines Betrogenen zu retten,“ hieß es in dem Briefe weiter, „und nicht das Opfer eines herzlosen Schurken zu werden, ist, seinen Heirathsantrag zurückzuweisen oder wenigstens die Antwort darauf zu verschieben, bis der gestohlene Brief zurückerstattet ist.“

In wenigen Wochen, vielleicht in wenigen Tagen folgen weitere Beweise von Kapitän Bromley's wahren Charakter.

Ich will noch zwei Thatsachen anführen, die Ihnen zur Warnung dienen sollen:

Seit Valentin Bromley in Beauchamp Moat ist, hat er dreihundert Pfund an Kleider und andere Dinge für Mrs. Norman ausgegeben.

Nach Sibley brachte er sie oft, jedoch nach Faulcondale niemals. Er führte sie bei einem Freunde ein, der häufig die „Villa Mau“ besucht, doch weiß ich bestimmt, daß er Sie nie zu einem Besuche bei Mrs. Norman einlud, aus einer Ursache, die leicht zu errathen ist.“

Die Hand mit dem Briefe sank wie leblos nieder, Dorothea war so bleich geworden, daß der Professor näher trat und ihr angstvoll in die Augen sah.

„Was ist es denn, was giebt's?“ fragte er.

„Lesen Sie,“ sagte sie, ihm den Brief in die Hand drückend.

Und während er las, hob sie den Streifen Papier auf und fand, daß die nachgeahmte Schrift genau der Adresse auf dem Briefe ihres Vaters entsprach.

Dieser Umstand reizte ihren Groll, denn er schien die Beschuldigungen zu bestätigen. Man hatte sie belogen und betrogen, zwar nicht an ihrem Vermögen — denn sie hielt auch jetzt Kapitän Bromley nicht für einen Dieb — aber in ihren heiligsten Gefühlen!

Nein, ein Dieb war er nicht, und wären Himmel und Hölle dafür eingetreten, sie hätte es nicht geglaubt, aber er hatte mit ihrem Herzen ein falsches Spiel getrieben. Das war klar und deutlich und traf sie furchtbar.

Sie reichte dem Professor das Papier. Er riß dieses und den Brief in tausend Stücke.

Sagen Sie mir, was das bedeutet," rief Dorothea. "Es bedeutet," erwiderte erzürnt der Professor, "daß jedes Wort darin eine Lüge ist. Du thatest Recht daran, den Brief fortzuwerfen, und hättest ihn liegen lassen sollen."

Damit warf er die Fragmente auf den Kies und zertrat sie mit beiden Füßen. Seine Augen funkelten zornentbrannt, wie nie vorher, sein Gesicht war feuerroth, und grollend brach er in die Worte aus:

"Sollen wir einen Freund verdammen, weil ihn sein Feind anschwärzt? Sollen wir einen ehrlichen Mann falsch beurtheilen, weil ein Lügner ihn verleumdet? Sollen wir seine Tugenden vergessen und den bösen Einflüsterungen Gehör schenken? Sollen wir der Lüge und der Mißgunst Thür und Thor öffnen?"

Unser Freund ist ein rechtschaffener Mann, diese Kreatur aber, die den Brief verfaßte und sich nicht zu unterschreiben wagt, ist verwerflich."

Er zog ein Schreiben aus seiner Brieftasche. "Schau," sagte er, daselbe entfaltend, "es ist dieselbe Handschrift, wie jene von K., und ich war ein Narr, daß ich ihn beobachtete; aber jetzt werde ich mich davor hüten. Will er mich auf den Holzweg führen? Er schreibt, der Brief sei in Kapitän Bromley's Händen, dabei ahmte er die Adresse nach. Glaubst Du, der Kapitän hätte den Brief kopiren lassen?"

Dieser unbekante Freund ist ein elender Tölpel. Er selbst stahl den Brief, doch glaubte er Andere beschuldigen zu müssen, um sich vor dem Gerichte zu schützen und doch die Belohnung einzufahren, die ich so thöricht war, ihm zu versprechen. Durchschaust Du nicht sein Lügengewebe, mein Kind?" schloß er in dem ihm eigenthümlichen sanften Tone.

"Ja, ich durchschaue es," erwiderte das junge Mädchen, dankbar, daß er den Geliebten vertheidigte.

"Warum also bist Du so traurig, mein Kind?" fragte er. "Ich weiß es nicht, ich kann es mir wirklich selbst nicht erklären."

"Mein armes Kind," sagte er, seine Hand zärtlich auf ihre Schulter legend, "ich glaube Dich zu verstehen, auch mich beunruhigt es. Jede Verleumdung, die unsere Lieben trifft, sei sie auch noch so grundlos, berührt uns peinlich."

Seine Worte verhallten, denn das Mädchen ließ sich mehr von ihren Empfindungen als von dem Verstande leiten.

"Warum führte er Mrs. Norman nicht bei uns ein?" wiederholte sie immer wieder, und ihr eiferfüchtiges Herz rebellierte gegen alle begütigenden Vorstellungen.

"Der Kapitän konnte sie bei uns nicht einführen, wenn es nicht ihr eigener Wunsch gewesen ist, auch fehlte es an der diesbezüglichen Einladung von unserer Seite," versetzte der Professor. "Soviel ich weiß, strebest Du nie danach, sie kennen zu lernen."

Weil ich gleich anfangs eine Voreingenommenheit gegen sie hatte," rief Dorothea in ausbrechender Eifersucht, "ich haßte sie um ihres Einflusses willen, den sie auf Bromley nahm. O, sie muß schön sein, sehr schön, wie würde er sie sonst so lieben."

"Sie ist ja seine Pflaegschwester," warf der Professor ein.

"Ja," rief sie, "aber ihre gegenseitige Zärtlichkeit spricht für nähere Beziehungen. Wenn ich Mrs. Norman nicht aufsuchte, so wick sie mir geradezu aus, weil sie zu den weltlichen Charakteren gehört, die nur ihren eigenen Vortheil vor Augen haben. Sie wollte Mr. Bromley für sich allein in Anspruch nehmen, und darum beschränkte sie sich auf die Einladung des alten Pfarrers, für den er faun ein schwaches Interesse empfinden konnte."

"Was kann Dir an den Launen der jungen Frau gelegen sein," bemerkte der Professor. "Ließ er sich etwa abhalten, sich uns anzuschließen, unser oster Gast zu sein?"

"O, ich will nichts mehr von ihm wissen," erwiderte Dorothea heftig. "Er liebt Mrs. Norman, ich war ihm nur ein Zeitvertreib, und ich betrachte unsere Verbindungen für gelöst."

"Seid Ihr in näherer Verbindung miteinander gestanden?" fragte Mr. Schloback überrascht. "Du sagtest mir ja garnichts."

"Nein," gab Dorothea verwirrt zurück. "Er ist frei, ganz frei, und bar aller Verpflichtungen gegen mich. . . Und doch," fuhr sie leise mit gesenktem Haupte fort, "doch war es mir, als seien unsere Seelen durch feste Bande aneinander gefnüpft, als wären wir für einander geschaffen und gehörten uns an für immerdar. . . Es war eine Täuschung, und wir sind es viel mehr, die gegen ihn Verpflichtungen haben. Wir danken ihm manche angenehme, unterhaltende Stunde."

"Hat er Dir von Liebe gesprochen?"

"Er überschritt niemals die Grenzen der Freundschaft. Es war thöricht, von mir zu denken, daß es sein Wunsch war, mir näher zu treten. Ich bin ihm ja nichts und sein Herz gehört nur Mrs. Norman. Aber auch er ist mir nichts, und ich werde es ihm schon beweisen, er soll nicht glauben, daß ich mich an ihn heste und daß ich auch mehr als Freundschaft für ihn fühle."

"Du bist in Deinem Zorne sehr ungerecht, mein Kind," suchte der Professor das Mädchen zu beruhigen. "Warte ruhig ab, was Dir die Zukunft bringt. Ich verstehe wenig von Liebesfachen, auf meinen Reisen und in meine Wissenschaften versunken, kümmerte ich mich wenig um die Frauen. Und das Mädchen, dem ich einst gut war, ist längst todt. Aber ich glaube, daß Kapitän Bromley Dich wirklich liebt; darum fasse Dich, mein Kind."

Aber Dorothea vermochte nicht ihre Fassung zu finden. Der Sturm, der sich in ihrem Herzen erhob, ließ sich durch Worte nicht besänftigen.

Sie eilte fort, sie mußte allein sein, allein mit ihrem wühlenden Schmerz.

Für den Nachmittag war eine Spaziersfahrt festgesetzt, als aber der Wagen vorfuhr, war Dorothea nicht in der Stimmung, an dem Vergnügen theilzunehmen.

Miß Trevor saß gravitätisch in ihrer seidenen Hülle und dem kleinen Dute, unter welchem die Löcher hervorguckten, in dem Gefährte, und der Professor trat in Ueberzieher und Handschuhen in den Garten, um das junge Mädchen abzuholen. Doch Dorothea bat, zu Hause bleiben zu dürfen.

"Ich werde Euch mit meiner schlechten Laune den Abend verderben," sagte sie, "lassen Sie mich lieber daheim."

"Wie Du willst, mein Kind," erwiderte er freundlich.

Nur mit Bedauern fügten sich der Professor und Miß Trevor dem Willen des jungen Mädchens. Dieses fühlte wohl, daß es kindisch und unrecht handelte, und daß es für sie angemessener wäre, ihre schweren Gedanken, um ihrer Lieben willen, abzuschütteln und dieselben zu begleiten.

Sie sah ihnen auch wüthmüthig nach, unzufrieden mit sich selbst. Dann legte sie den Arm um den Baum, an den sie gelehnt war, und, das Gesicht verbergend, brach sie in Thränen aus.

(Fortsetzung folgt.)

### Berlin und Paris.

In der neuesten Nummer des von Otto Arendt herausgegebenen Deutschen Wochenblattes befindet sich ein interessanter Artikel: "Ein Herbst-Ausflug nach Paris" von Karl v. d. Gendt, dem wir folgende Einzelschilderungen entnehmen:

Für die allgemeine Betrachtung der Stadt bietet sich dem in Berlin Wohnenden ungesucht der Vergleich mit der Reichshauptstadt. Freilich hat ja Paris, so schnell auch Berlin emporstrebt, noch sehr viel vor der jüngeren Rivalin voraus, und in manchen Punkten ist überhaupt ein Vergleich unmöglich, aber das muß doch jeder Unparteiische zugeben, daß Berlin in vieler Hinsicht Paris schon sehr nahe, ja gleich gekommen ist, und daß es oft geradezu überrascht, die Stadt von 1,8 Millionen der älteren Metropole von nahezu drei Millionen Einwohnern, dank der Entwicklung des letzten Jahrzehnts so ebenbürtig zu finden.

Was die Theater anbelangt, so ergibt sich zunächst, daß Berlin in der Zahl eigentlicher Theater Paris fast erreicht. Das Verhältniß ist, glaube ich, 20 gegen 23. Das äußere und innere Aussehen dieser Theater ist, von der Oper abgesehen, in Berlin durchweg vornehmer und stattlicher als in Paris; die Plätze sind bequemer, die Ventilation ist besser.

Wirklich heillos ist, was in einzelnen Theatern und in bestimmten Stücken an Unanständigkeit geleistet wird. Man braucht gar nicht prude zu sein und gar nicht die Ansicht zu haben, daß das Theater nach dem Vorkreis höherer Dichter richten müßte,



man mag die Ausgelassenheit der leichtgehurzten komischen Muse voll gelten lassen, trotzdem wird jeder Mensch von Geschmack, Rohheiten und Deutlichkeiten, wie sie z. B. in der frei nach Aristophanes gearbeiteten „Lysistrata“ geboten werden, höchst unangenehm empfinden.

Was die Restaurants anlangt, so scheinen mir dieselben im Absterben begriffen.

Manche von den altberühmten Lokalen, z. B. Bignon und Lion d'or, sind eingegangen, andere, wie Café Riche, in Bierlokale umgewandelt. Café anglais, das altberühmte, ist wie ausgestorben.

Ich habe niemals die Vorzüge herausfinden können, die diese Pflanzstätten der kulinairischen Kunst vor den ersten Berliner Restaurants voraus haben sollen, und sogar stets gefunden, daß man hier weniger Geld und ohne die den Fremden besonders drückende Last des Wählens zu haben, abwechslungsreicher und gerade so gut ist und dabei viel eleganter servirt wird als in Paris, und habe diese Erfahrung diesmal selbst bei Baillard und Cubat, den neuesten gastronomischen Sternen, bestätigt gefunden.

Das alte Pariser Restaurant, wo Lucullus mit Lucullus speiste und wo jeder Fall eingehende und langwierige Beratungen des Feinschmeckers mit dem sachverständigen Stellner erforderte, wird sich meines Erachtens wohl nicht lange mehr halten können. Die Restaurants der großen Hotels sind schon alle auf das Berliner prix-fixe-System gegründet, und das ist dem fremden Publikum anscheinend zuguter. Time is money.

Ein dritter Vorzug Berlins ist die bessere Beleuchtung der Hauptstraßenzüge. Die Boulevards haben zwar jetzt eine Reihe Bogenlampen, aber die Hellegkeit der Leipzigerstraße und der Linden wird nach meiner Beobachtung nirgends erreicht.

Die Ueberlegenheiten von Paris gegenüber Berlin bestehen, wenn man einmal von der herrlichen Lage an einem großen Strom inmitten einer anmutigen, wohlangebauten Landschaft ganz absteht (ach, wenn man in Berlin doch einmal irgendwo nur ein Stück gewachsenen Felsens aus der Erde ragen könnte!), in erster Linie in dem unvergleichlichen Bezugswege vom alten Louvreschlosse bis zum Triumphbogen und von da bis in's Boulogner Waldchen. Alles das ist im Ganzen und Einzelnen musterhaft.

Auch die Verästelung des Straßennetzes ist viel feiner und schöner als in Berlin. Es giebt wohlthuende und dabei sehr zweckmäßige Abstufungen in den Straßebreiten, Haupt- und Nebenkanäle des Verkehrs, und es ist nicht Alles über den einen langweiligen Leitern der Normalstraßenbreite geschlagen.

Das größte Uebergewicht besitzt aber Paris in seiner auf alten, historischen Traditionen beruhenden Kulturpflege. Der Glanz eines mächtigen und uralten Königthums, lange Epochen politischer und wirtschaftlicher Hegemonie, die sich einmal gar zur Welt Herrschaft steigerte, haben den Boden dazu gedüngt, und jetzt ist die Kunstliebe und die Liebhaberei an Kunstwerken aller Art ein Gemeingut breiterer Volksschichten geworden.

Selbst der ganz neu entstandene Reichtum findet hier sichere Anknüpfungen und Hinweisungen, die seinen Sammeltrieb auf die richtigen Wege leiten, ihn zuerst ein eigenes Urtheil ersehen, um ihm dann ein solches heranzubilden. Paris ist eben der größte Kunstmarkt der Welt, und selbst kein Londoner Haus, auch nicht Bardini in Florenz, reicht an die Bedeutung der großen deutschen Firma heran, die, wenn von den Pariser Privat Sammlungen die Rede ist, an erster Stelle genannt zu werden verdient und die den Gemäldehandel der Welt monopolisirt, ich meine die Firma Sedelmayer. Karl Sedelmayer, der Sohn eines armen Handwerkers in Wien, der ihm den Vortheil einer höheren Bildung verschaffte, kam kurz vor dem Krieg nach Paris und fand in einer Kunsthandlung Stellung, wo er sich bald durch seine sichere Kennererschaft und seinen Geschmack bekannt machen konnte. Mit kleinen Ersparnissen begann er dann ein eigenes Unternehmen, das er binnen wenig Jahren maßgebend auf dem internationalen Kunstmarkt machte.

Theils durch Empfehlungen eines Freundes, theils durch die liebenswürdige Bemühung des Herrn Sedelmayer und seines Schwiegerjohnes, Herrn Fischhof, gelang es uns, in einige nicht leicht zugängliche Sammlungen Einlaß zu finden, welche uns einen gewaltigen Eindruck von der Bedeutung der privaten Kunstpflege in Paris verschaffte. Zunächst sahen wir die wahrhaft fürstliche Residenz des verstorbenen Baron Hirsch, dessen Witwe in Ungarn weilt, so daß wir das Palais in Misse durchwandern

konnten. Das Hotel liegt neben dem Palais de l'Elysee an der Avenue Gabriel. Baron Hirsch war eigentlich nicht das, was man einen Amateur nennt. Er kaufte nur gelegentlich, den Wünschen seines im jugendlichen Alter verstorbenen Sohnes nachgebend und ohne sich für das Erworbene näher zu interessieren. Sein Besitz ist in Folge dessen auch etwas ungleich und unharmonisch. Immerhin sind Bilder allerersten Ranges darunter: ein herrlicher Murillo, ein großartiger van Duf, die herzogliche Familie Buckingham darstellend, aus der Galerie Marlborough stammend, ein vortrefflicher Steen, mehrere Ruysdaels, ein sehr schöner Frans Hals u. A. m. Darauf begaben wir uns zu der besonders schwer zugänglichen Sammlung Chauchat (Besitzer der bekannten Magasins du Louvre). Chauchat, der auf vorherige Anfrage stets eine ablehnende Antwort ertheilen soll, wurde von Herrn Fischhof, der uns führte, geschickt überrumpelt, und es gelang in sein Heiligthum einzudringen. Seine Wohnung ist äußerlich nicht gerade anspruchsvoll, wenigstens nicht im Verhältniß zu dem ungeheureren Vermögen, das dem alten, unverheirathet lebenden Herrn zugescrieben wird.

In einem mäßig großen Oberlichtsaale hat er aber Kunstschätze vereinigt, die dem Werthe des ganzen Palais Hirsch gleichkommen. Es sind etwa 40 der allerersten Meisterwerke der sogenannten Barbizon-Schule, die zusammen einen Werth von 10—15 Millionen Franken darstellen sollen. Außer dieser Richtung findet sich nur noch Meissonnier mit einer Anzahl seiner allerbesten Bilder.

Sehenswerth ist im Chauchat'schen Hause noch der Schatz an Silber- und Goldgeräthen, der in Glaskränzen an den Wänden des Speisenzimmers aufgestellt ist. Es befinden sich ganz prächtige Stücke darunter. Als höchst interessant erwiesen sich endlich die Sammlungen der beiden Brüder Moritz und Rudolf Kann. Diese Herren sind Deutsche, welche schon seit langen Jahren in Paris leben und als Sammler und Kenner ersten Ranges gelten. Ihre Sammlungen sind im Laufe der Jahre so umfangreich geworden, daß die verhältnißmäßig kleinen Wohnungen der Besitzer sie längst nicht mehr fassen können, Kunstwerke ersten Ranges reichen bis an die Decken der Zimmer heran oder sind vor Spiegeln oder Kanninen aufgehängt. Die Herren sind deshalb dabei, zwei große Häuser mit Oberlichtsälen zu bauen, welche letztere durch Begrücken einer Scheidewand zu einer großen Galerie vereinigt werden können.

Als letzte und edelste Bethätigungen der privaten Kunstpflege erscheinen die großartigen Zuwendungen an öffentliche Sammlungen, wovon die Säle Duchâtel, Lecaze in Louvre, das Musée Guimet und der Prachtbau des Musée Galliera beredtes Zeugniß ablegen.

Der Inhalt des letzten Museums zeigt auch, in wie ausgiebiger Weise die Stadt Paris (deren Sammlungen enthält der herrliche Bau) sich durch Bestellungen an die Bildhauerei und an die Gobelinweberei an der Kunstpflege betheiligt.

Der Umstand, daß Paris eine Stadt des Vergnügens von seinen niedersten Formen an bis hinauf zu seinen edelsten ist, daß diese eine Stadt fast allen Schmuck trägt, denn das ganze Land erzeugt und sein eigen nennt, und daß Paris deshalb mehr als jede andere Stadt der Welt den Anziehungspunkt für den internationalen Reichtum bildet, dieser Umstand hat für die gesammte französische Volkswirtschaft eine viel höhere Bedeutung, als man sich gewöhnlich vorstellt.

Paris giebt durch Heranziehung von ausländischen Käufern für Frankreichs Kunstgewerbe dem Lande mehr zurück, als es von ihm empfängt. Kein Lokal- und Provinzialgeist wird ihm deshalb seine beherrschende Stellung im Lande streitig machen oder sie ihm neiden. Eine solche Stellung in Deutschland besitzt Berlin leider noch nicht. Aber auch Berlin ist auf demselben Entwicklungsgang wie Paris begriffen, der freilich bei seinen ungenügenden natürlichen (landwirtschaftlichen wie klimatischen) Verhältnissen mehr Anstrengung und Willenskraft erfordert.

### Allerlei.

**Eine Mozart-Anekdote.** Von den Anekdoten, die uns Nochtis aus Mozarts Leben aufbewahrt hat, ist nachfolgende die bekannteste. Die „Mittheilungen für die Mozartgemeinde in Berlin“ bringen sie in ihrem neuesten Hefte in diesem Wortlaut: Als Mozart das letzte Mal (d. h. nach seinem zweiten Aufenthalt in Leipzig) in Berlin ankam, war es gegen Abend. Kaum war er ausgestiegen, so fragte er den Marqueur im Gasthose (er lag am Gensdarmenmarke in einer Gäß

der Charlottenstraße), der ihn nicht kannte: „Siehts diesen Abend nichts von Muff hier?“

„Ja,“ sagte der Mensch, „soeben wird die deutsche Oper angegangen sein.“

„So, was geben sie heute?“

„Die Entführung aus dem Serail“ —

„Charmant,“ rief Mozart lachend.

„Ja,“ fuhr der Mensch fort, „es ist ein hübsches Stück. Es hat's Komponirt — wie heißt er nun gleich —?“

Indessen war Mozart im Heiserock, wie er war, schon fort. Er bleibt am Eingang des Parterre stehen und will da ganz unbemerkt lauschen. Aber bald frust er sich zu sehr über den Vortrag einzelner Stellen, bald wird er unzufrieden mit den Tempos, bald machen ihm die Sängere und Sängereinnen zu viel Schnörkelchen — wie er's nannte: kurz, sein Interesse wird immer lebhafter erregt und er drängt sich bewußtlos immer näher dem Orchester zu, indem er bald dies, bald jenes, bald leiser, bald lauter brummt und murrt und dadurch den Umstehenden, die auf das kleine, unscheinbare Männchen im schlechten Oberrock herabsehen, Stoff genug zum Lachen giebt, wovon er aber natürlich nichts weiß. Endlich kam es zu Pedrillos Arie „Früh zum Kampfe, früh zum Streite“ u. s. w. Die Direktion hatte entweder eine unrichtige Partitur, oder — man hatte verbessern wollen und der zweiten Violine bei den oft wiederholten Worten „nur ein feiger Tropf versagt“ Dis statt D gegeben. Hier konnte Mozart sich nicht länger halten; er rief fast ganz laut in seiner freilich nicht verzerrten Sprache: „Verflucht — wollt Ihr D greifen!“ — Alles sieht sich um, auch Mehrere aus dem Orchester; einige von den Musikern erkannten ihn, und nun ging es wie ein Lauffeuer durch das Orchester, und von diesem aufs Theater: Mozart ist da! — Einige Schauspieler, besonders die sehr schätzbare Madame B., die die Blonde spielte, wollte nicht wieder hinaus aufs Theater. Diese Nachricht lief rückwärts an den Musikdirektor, und dieser sagte sie in der Verlegenheit Mozart, der nun schon bis hart hinter ihn vorgerückt war. Im Augenblick war dieser hinter den Koulissen: „Madame,“ sagte er zu ihr, „was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich, herrlich gesungen, und damit Sie's ein ander Mal noch besser machen, will ich die Rolle mit Ihnen einsubiren.“

Er wollte nicht nach Kuba. Andrés Batino, aus dem Dorfe Cabanas de Weiga, hatte das Unglück gehabt, in Spanien und noch obendrein im Jahre 1877 geboren zu sein, das will nämlich heißen, daß er sich dieses Jahr zur Heirats-Aushebung stellen mußte. Das wurmte ihn tief. Wenn ein Heirat nicht gerade einen Höcker hat oder blind oder lahmt ist, so kommt er in den Soldatenrock, und es ist eins gegen hundert zu wetten, daß er nach den Kolonien geschoben wird. Andrés Batino ist ein Beschwoel, denn er ist hoch, stämmig, physisch fehlerlos. Es war kein Zweifel daran — er mußte nach Kuba! Dort soll es aber sehr unangenehm hergehen. „Nach Kuba geh' ich unter keinen Umständen!“ dachte Andrés in seinem Herzen, und er lief zum Alcalde, damit ihm dieser mittheilte, welche Dinge zusammentreffen müßten, um für ihn Dispensation vom Kriegsdienst im Gefolge zu haben. Der Alcalde sprach: „Du bist gesund und stark; für dienstuntauglich kannst Du demnach nicht erklärt werden. Es giebt nur einen einzigen Umstand, der Dich der Dienstpflicht entheben könnte: Du müßtest der einzige Sohn einer Wittwe sein. Andrés zog von dannen, und das Herz wolt ihm zerpringen vor bitterer Klümmerniß. Er lief in die Kemenate seiner Mutter, der Frau Dominga Martinez, und verkündete dort, manch' heiße Thräne vergießend, was er vernommen. „Wie!“ sagte die Mutter, „Du müßtest der einzige Sohn einer Wittwe sein! . . . Das trifft sich ja herrlich: Du hast keine Geschwister. Die Sache läßt sich machen.“ — „Mutter, ich verstehe nicht recht,“ stammelte Andrés. — „Schafsopf!“ fuhr die Mutter fort, „das Einzige, was Noth thut, damit ich Wittve sei, ist, daß Dein Vater das Zeitliche tegne. Ist es wirklich so schwer, das Eintreffen dieser Konjunktur etwas zu beschleunigen?“ — Andrés schlug sich mit der Faust wider die Stirne und rief: „Donnerwetter, bin ich aber ein Eitel, daß das mir nicht gleich in den Sinn gekommen ist. Ihr Weiber seid doch wirklich geschickter als der Teufel!“ Und nachdem er also gesprochen, erhob sich der edle Jüngling, verschab sich mit einem Rückenmesser und einem geladenen Revolver und ging hinab in den Garten, wo sein Vater Gemüße pflanzte. Andrés schoß auf den Alten zweimal, dann stieß er ihm das Messer in die Kehle und schleuderte ihm zu guter Letzt einen schweren Stein auf den Kopf. Batino senior blieb für todt liegen, aber er war nicht todt, er hatte entschieden eine gute Natur, und als die Nacht hereingebrochen, weckte ihn die herabstauende Neugierigkeit, und er erhob sich und betrat seine Wohnung, wo Frau und Sohn am schlackernden Herd saßen, goldene Zukunftspläne spinnend. Er redete beide hart an und sagte, er wolle sie nicht gerichtlich belangen, weil er kein Freund von Standal sei, aber sie sollten sich nur in Acht nehmen. Da wurden beide frech und machten ihrem Unwillen darüber, daß ihr schöner Plan fehlgeschlagen, in beleidigenden Redensarten Luft. Dem alten Jacinto Batino ging die Geduld aus und er lief hinaus ins Haus des Richters. Eine halbe Stunde danach schmachteten Andrés und seine Mutter in düsterer Kerkerzelle.

Was die Flüsse leisten. Unsere Erdoberfläche ist einer steten Umgestaltung unterworfen, die sich in kleineren, noch überschaubaren Zeiträumen zwar fast unmerklich vollzieht, im Laufe von Jahrtausenden aber ganz bedeutend ist. Das Element, das diese Umgestaltungen be-

wirkt, ist das Wasser. Die Meereswogen nagen am Gestade und spülen jahraus jahrein Theile vom Festlande weg. Die Flüsse ab, tragen mit dem Schlamm, den sie den Meeren zuführen, wieder so viel feste Ablagerungen vor ihre Mündungen, daß dadurch die Küste, das Festland immer weiter hinausgeschoben wird. Das Meer reißt ein, der Fluß baut an, ein unaufhörliches Spiel der Wasser mit den Erdmassen. Woher aber nehmen die Flüsse diese Erdmassen, die sie als Schlamm oder Sand meermwärts tragen? Sie holen sie aus dem Innern des Landes, das sie durchfließen, von den Bergen und Höhen, auf denen sie entspringen. So zerstören die Bäche und Flüsse unaufhörlich festes Land bis in die innersten Kontinente hinein, tragen die Höhen und Berge ab und höhlen die Thäler immer breiter aus, die sie an anderen Stellen auch wieder ausfüllen; wie die Meereswogen Ebbe und Fluth an der einen Küste Land fortziehen, an der anderen neues ansetzen. Neuerdings berechnet der Engländer W. S. Wheeler wieder einmal, was Flüsse als Landgestalter leisten können. Die Flüsse Großbritanniens tragen jährlich 6 1/2 Millionen Tonnen fester Bestandtheile ins Meer hinaus. Und die Rechnung ergibt, daß die ganze Insel in 11 Billionen Jahren abgetragen und als Schlamm auf dem Meeresgrund abgelegt sein würde. Die Ebbe und Fluth würde allerdings dieselbe Leistung schon in weniger als der Hälfte dieses Zeitraumes verrichten. Am meisten von allen englischen Flüssen zerstören Trent und Ouse das Gebiet, das sie durchfließen. Sie lagern bei einer inzigigen Fluth auf das umliegende Tiefland 2-3 Röll hoch Sand ab: das ergibt in 2-3 Jahren Ablagerungen von 6-7 Fuß Höhe. England hat dadurch schon 30 000 Ader besten Landes eingebüßt, da das ursprüngliche Mündungsgebiet fruchtbarster Marschenboden war, der von dem vom Flusse abgesetzten Sand Jahr für Jahr immer mehr ertränkt wird. Die Themsie bereichert die Grafschaft Essex an Land auf Kosten von Gloucester und Oxford. Alljährlich schafft sie an ihrer Mündung 24 Ader guten Bodens in einer Mächtigkeit von sechs Fuß. Ebenjodiel mußte sie natürlich in ihrem oberen Laufe dem angrenzenden Lande entführen. An der Wajh sind in 1700 Jahren 65000 Ader Neuland entstanden, dessen Material die einmündenden Flüsse aus dem Innern Englands geholt haben. Eine den Geologen geläufige Thatsache ist es ja, daß die ganzen Niederlande mit ihren 600 Quadratmeilen eine Schöpfung des Rheins und der Maas sind, die sich diese geschäftigen Ströme im Laufe der Jahrtausende aus Frankreich, Belgien und Deutschland zusammengetragen haben. Der Mississippi wälzt mit seinen mächtigen Fluthen alljährlich 362 Mill. Tonnen des Landes, durch das er strömt, zum Golf von Mexiko hinab. Wenn diese Erdmasse nur die Hälfte der Länge des Stromes hinabgeschafft werden müßte, so würde das, wie Wheeler ausrechnet, selbst bei dem möglichst niedrigsten Frachttaz von einem zehntel Pfennig pro englische Meile die kolossale Summe von 238 Mill. Pfund Sterling, nahe an 5 Milliarden Mark kosten.

Als einem Fremdenbuch im Berner Oberland hat uns ein Freund unseres Blattes die folgenden tief empfundenen Verse geschrieben:

Was thu ich in den Alpen? Warum so weit hinaus?  
Was mir die Alpen bieten, hab' Alles ich zu Haus.  
Am Wetterhorn da sehe ich meine eigne Frau,  
Und meine ält'le Tochter, das ist die Blümlisau  
Das Finsteraarhorn aber die alte Tante ist,  
Die sich an eis'ger Kälte mit jedem Gleitscher  
Das Schreckhorn in den Wolken, wo die Law  
Das ist die Schwiegermutter, die ich ins Haus  
Das Faulhorn bin ich selber, das weiß ich nur  
Getüdem auf meiner Nase das Alpenglühn ruh.  
Was thu' ich in den Alpen? Warum so weit hinaus?  
Was mir die Alpen bieten, hab' Alles ich zu Haus.

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Brochüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Sommerwanderungen und Winterfahrten. Von J. B. W. . . . gebunden 4.80 Mk. Gewiß ist es die sicherste Erprobung einer . . . ziehenden Reisebeschreibung, wenn sie im Leser den ungestümen Wunsch erweckt, die Wege des Verfassers ebenfalls zu wandern. Diese Probe bestehen auch Widmanns „Sommerwanderungen und Winterfahrten“ gleich dessen früher erschienenen verwandten Schriften wieder aufs Glänzendste. Aber auch nur in Gedanken sein Begleiter zu sein, erfreut und beglückt, sei es, daß wir mit ihm „Spätmorgentage im Jura“ oder „Frühlingstage in Savoyen“ verleben, sei es gar, daß wir mit ihm als Gast des Herzogs von Meiningen in der Villa Carlotta am Comersee reiten oder auf dessen thüringischem Sommerfize, Schloß Altenstein. Für deutsche Leser trifft in diesen letztern Aufzeichnungen und in fast noch höherem Grade in den „Briefen aus der deutschen Reichshauptstadt“, sowie in den „Novembertagen in Deutschland“ zu dem ästhetischen Wohlgefallen an der Erzählungskunst des Autors noch ein stoffliches Interesse hinzu, das den Genuß, den die Lektüre des Buches ohnehin bietet, für sie noch wesentlich zu erhöhen geeignet ist.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.